



Christoph Künne

SYN THE TISCHE WAHR HEIT

Medienkompetenz
in Zeiten von KI



Prolog

Das rote Licht

Ich war sieben oder acht Jahre alt, als mein Vater, kunstsinnig und – nach heutigen Maßstäben – unerschrocken im Umgang mit ätzenden Flüssigkeiten in Gegenwart eines Grundschulkindes, die Familienküche zur Dunkelkammer umfunktionierte: Vergrößerungsapparat auf dem Herd, Entwicklerschalen aufgereiht wie liturgische Gefäße. Die Luft roch nach Essigsäure und Natriumthiosulfat, ein Geruch, den ich bis heute mit dem Wort „Möglichkeit“ assoziiere, weil in diesem stechenden, leicht metallischen Dunst immer etwas entstand, das vorher nicht da gewesen war. Das schummrige Rotlicht tauchte alles in eine warme Monochromie.

Die Dunkelkammer war keine Arbeitsstätte. Eher eine Klausur: Entwickler links, Stoppbad, Fixierbad und zum Schluss in der Wäschewanne endwässern. Eine Choreografie aus vier Stationen, die man im Schlaf beherrschen musste. Wer diesen Moment nie erlebt hat, dem fehlt etwas. Nicht ein Stück Wissen, das lässt sich nachlesen. Sondern ein Stück Körpererfahrung, das kein Tutorial vermitteln kann: die physische Intimität zwischen dem Menschen und seinem Werk.

Während draußen die Welt längst auf Bildschirme umgezogen ist, bleibt drinnen ein Gefühl zurück, das sich schwer greifen lässt. Es ist nicht der Verlust der Handarbeit, der mich beschäftigt, sondern eher die Frage: Was bedeutet es heute, mit Medien umzugehen? Und was heißt das eigentlich: Medienkompetenz?

Früher, als das Wort „digital“ für die meisten noch nach Science-Fiction klang und Telefone ein Kabel hatten, war Medienkompetenz ein Handwerk.¹ Wer schreiben konnte, galt als wortgewandt; wer zeichnete, als Künstler; wer fotografierte, als jemand, der Momente einfing, statt sie zu verpassen. Musik wurde selbst gemacht, mit echten Instrumenten, manchmal schief, aber immer echt. Medienkompetenz, das war die Fähigkeit, etwas zu erschaffen. Ein Gedicht, ein Bild, einen Schmalfilm, ein Lied. Die Welt war überschaubar, die Rollen klar verteilt: hier die Macher, dort die Zuschauer. Im Studium ergab sich eine neue Lesart. Plötzlich reichte es nicht mehr, nur zu

produzieren. Jetzt galt es, zu analysieren, zu hinterfragen, zu sortieren. Quellen wurden gewogen, Texte interpretiert, Bilder in ihre Bestandteile zerlegt und auf ihre Herkunft abgeklopft. Medienkompetenz bedeutete nun, den Dingen auf den Grund zu gehen, sie in einen größeren Zusammenhang zu stellen. Zu wissen, dass ein Bild nie nur ein Bild ist, sondern immer auch ein Zeichen, ein Code, ein Stück Geschichte. Das verschaffte einen Vorsprung. Die Welt wurde komplexer, die Grenzen zwischen Produzent und Rezipient begannen zu verschwimmen. Auch dank der einsetzenden Digitalisierung.

Und heute? Heute ist alles anders. Und doch irgendwie gleich. Die Dunkelkammer ist ein Relikt, das Smartphone der neue Zauberstab. Bilder entstehen im Sekundentakt, Texte werden von Maschinen geschrieben, Musik von Algorithmen komponiert. Medienkompetenz hat sich erneut verwandelt. Sie ist nicht mehr nur das Können, sondern vor allem das Erkennen. Wer heute bestehen will, muss filtern, sortieren, hinterfragen. Nicht mehr nur: Wie mache ich etwas Gutes? Sondern: Wer zeigt mir was – und warum? Welche Absicht steckt hinter dem, was mir auf dem Bildschirm begegnet? Für wen ist das gedacht? Und was macht es mit mir?

Die alten Massenmedien, einst die vermeintlichen Hüter der Wahrheit, sind zu Statisten geworden. Die Bühne gehört den sozialen Netzwerken, den Influencern, den Algorithmen, die entscheiden, was wir sehen und was nicht. Medienkompetenz ist jetzt Überlebenskunst: Wer nicht aufpasst, wird zum Spielball fremder Interessen. Es reicht nicht mehr, nur zu konsumieren. Wir müssen lernen, zu deuten, zu zweifeln, zu widerstehen. Die eigene Wahrnehmung wird zum wichtigsten Werkzeug – und zur größten Schwachstelle. Denn wer weiß schon, ob das, was wir sehen, wirklich ist? Oder nur eine weitere Inszenierung, ein geschickt platzierter Köder im endlosen Strom der Medien?

Vielleicht ist das die eigentliche Herausforderung unserer Zeit: nicht mehr nur zu wissen, wie man Medien macht, sondern zu begreifen, wie sie uns machen. Zwischen Fake News

und Filterblasen, zwischen Deepfakes und Dauerbeschallung bleibt die Frage: Wie behalten wir den Durchblick? Und wie viel Distanz braucht es, um nicht zum bloßen Zuschauer der eigenen Wahrnehmung zu werden?

Und genau hier muss man ehrlich werden. Vor allem mit sich selbst. Was war ich glücklich, als ich 1991 im Studium Photoshop entdeckte! Keine Chemie mehr an den Fingern, kein Gestank bei der Arbeit, die jetzt auch im Studierzimmer bei Tageslicht stattfinden konnte.² Als die ersten Digitalkameras aufkamen, dachte ich, die analoge Fotografie sei überwunden. Doch da sollte ich mich täuschen. Fast zehn Jahre lang hielt die alte Garde dagegen: Digitale Fotos würden nichts taugen. Doch irgendwann waren auch sie bekehrt. Dann kam die generative KI, und plötzlich entdeckten viele Kreative ihre analogen Wurzeln wieder. Angeblich der Echtheit zuliebe.

Das Pikante an der nostalgischen Verklärung ist ihre feine, oft unbewusste Ironie. Die Lobgesänge auf die analoge Tugend werden mit Vorliebe auf digitalen Plattformen angestimmt. Oft sind es ebenjene Profis, die den Großteil ihres Arbeitslebens mit digitalen Werkzeugen bestritten haben. Die mühsame Handarbeit von einst wird zur ehrbaren Handwerkskunst verklärt, während ihre digitalen Nachfolger plötzlich als seelenlos gelten. Man zelebriert die Vergangenheit, um den eigenen Marktwert in der Gegenwart zu steigern. Ich weiß das so genau, weil ich diese Mechanismen nicht nur beobachtet, sondern seit Mitte der 90er Jahre als Autor, (Mit-)Gründer, Chefredakteur und später als Verleger eines Magazins für digitale Bildbearbeitung dokumentiert und mitgestaltet habe.³ Ich habe gesehen, wie die Dunkelkammer verschwand und Photoshop an ihre Stelle trat. Ich habe gesehen, wie das Negativ der Speicherkarte wich, wie das Bild vom Papier auf den Monitor wechselte und wie es schließlich synthetisiert wurde. Und ich habe jedes Mal beobachtet, wie ein Teil der Branche den Untergang ausrief. Und wie ein anderer Teil die Befreiung feierte. Beides war jedes Mal falsch. Und beides ist es auch diesmal. Denn was gerade geschieht, in den Serverfarmen von OpenAI, Google

und Midjourney, ist die radikalste Umkehrung des Dunkelkammer-Prinzips, die man sich vorstellen kann.⁴ Moderne KI-Generatoren erzeugen Bilder, Texte und Musik in Millisekunden. Als Junge habe ich, allein für ein einziges Bild, Stunden im Rotlicht verbracht. KI braucht keine Chemie, kein Papier, keine feuchten Finger, keine Wanne mit Fixierer und kein banges Warten. Sie braucht einen Prompt und Rechenleistung. Das Ergebnis kann fotorealistisch sein. Es kann ästhetisch überwältigen. Aber es hat kein Gewicht. Man kann es nicht in der Hand halten. Es hat keine Biografie, es hat nur Metadaten. Und bisher oft nicht einmal die. Es stellt sich die Frage, was Bilder, Texte und Filme wert sind, an deren Entstehung kein Mensch mehr beteiligt war. Nur die Maschine und ihre statistische Annäherung an das, was wir für Wirklichkeit halten.⁵

Das ist keine rhetorische Frage. Sie ist der Grund für dieses Buch. In der unendlichen Medienflut, in der Werke zu Wegwerfartikeln verkommen, wächst die Sehnsucht nach etwas Bleibendem, nach Substanz. Die generative KI hat die Schleusen geöffnet, und was herausströmt, ist nicht einfach immer mehr von Demselben. Es ist etwas kategorial Anderes.

Dieses Buch handelt von diesem Bruch. Es handelt davon, was ein Bild beweist, wenn es keinen Beweis mehr braucht, um zu existieren. Es handelt von Berufen, die sich auflösen, und von Fähigkeiten, die gerade jetzt wertvoller werden als je zuvor. Es handelt von Gesetzen, die der Realität hinterherlaufen, und von ethischen Fragen, die kein Gesetz beantworten kann. Und es handelt davon, was mit unserem Denken geschieht, wenn wir es Maschinen überlassen.

Ich beantworte diese Fragen nicht als Techniker und nicht als Apokalyptiker. Nicht als Nostalgiker des Silberhalogenids und nicht als Prediger des digitalen Fortschritts. Ich beantworte sie als jemand, der über dreißig Jahre lang an der Schnittstelle von Technik, Kreativität und Medienkultur gearbeitet hat. Der die Dunkelkammer kennt und den Algorithmus. Der einst das nasse Barytpapier in den Händen gehalten und in die Trockenpresse gelegt hat und heute den Prompt in die Tastatur tippt.

Und der dabei eine Erfahrung gemacht hat, die sich in einem Satz zusammenfassen lässt: Technologie verändert Werkzeuge. Was sie nicht verändert, ist die Frage, ob der Mensch, der sie benutzt, etwas zu sagen hat.

Das Rotlicht ist erloschen. Die Chemie ist entsorgt, ebenso wie der Vergrößerer. Aber die Frage, die in der Dunkelkammer gestellt wurde: Wird aus diesem Negativ etwas, das es wert ist, betrachtet zu werden? Diese Frage gilt heute mehr denn je. Nur dass das Negativ jetzt ein Prompt ist. Und dass die Antwort sehr viel schwerer fällt als damals. Lassen Sie uns diese Antwort gemeinsam suchen.